

Auf der Suche nach verlorenen Gefühlen

– Adam Zagajewski, ein zielbewußter Flaneur. –

Kann ein Flaneur wirklich zielbewußt sein? Eigentlich nicht, denn wenn er flaniert, vergißt er alles, schlendert in sich versunken umher, ohne eine Ahnung zu haben, wohin es ihn am Ende verschlagen könnte. Lese ich jedoch die Bücher Adam Zagajewskis, seine großartigen Essay- und Gedichtbände, kommt es mir dennoch möglich vor. Er ist einer der großen europäischen Flaneure unserer Zeit. Er flaniert zwischen den Phänomenen des alltäglichen Lebens, zwischen seinen literarischen und philosophischen Leseerlebnissen, im Dickicht der Erinnerungen und natürlich im Labyrinth der kulturellen und politischen Probleme Europas. Genüßlich überläßt er sich einem Zustand, in dem er sich selbst vergessen kann. Aber inmitten der Selbstvergessenheit, ja des Selbstverlusts wird er doch in jeder Nervenfaser, jedem Aufblitzen seiner Empfindsamkeit von einem Interesse geleitet, das ihn stets in seinem Bann hält. Dieses seltsame Paradox der Leichtigkeit des Flanierens und der Last des Gravitierens prägt sein Werk. Er schreibt mit leichter Hand, ja – um ein heute selten gebrauchtes Attribut zu verwenden – schön. Er ist ein Vollblutessayist, ein Erbe der Allergrößten unter ihnen: Seine Essays sind Versuche im ursprünglichen Sinn des Wortes. Und das bedeutet auch, daß die Themen, über die er schreibt, umgekehrt auch ihn versuchen. Er schreibt frei über sie, während sie wiederum seine Gedanken lenken. Und diese umkreisen immerfort ein einziges schwerwiegendes Thema: Ist der Geist, ist seine Tradition im heutigen Europa ausgestorben oder nur scheinot? Und wenn es möglich wäre, sie wieder zum Leben zu erwecken, wie ließen sie sich am Leben erhalten? Wie könnte man erreichen, daß Europa nicht länger ein Gefangener ausschließlich politischer- und wirtschaftlicher Erwägungen ist? Was ist Geist? Lassen Sie mich, bevor wir einen Blick darauf werfen, was Zagajewski selbst dazu sagt, eines seiner Gedichte über ein Kindheitserlebnis zitieren: „Endstation“.

*Die Straßenbahn fuhr an roten Häusern entlang.
Auf den Türmen der Bergwerke wirbelten Räder
wie Karusselle auf dem Rummelplatz.
In den Gärten wuchsen von Ruß beschattete Rosen,
in den Konditoreien wüteten Wespen
über dem mit Streuseln bestreuten Kuchen.
Ich war fünfzehn, die Straßenbahn fuhr
immer schneller zwischen den Siedlungen,
auf den Wiesen sah ich gelbe Butterblumen.
Ich dachte, an der Endstation
werde sich der Sinn all dessen enthüllen,
aber nichts geschah, nichts,
der Fahrer aß ein Käsebrötchen,
zwei alte Frauen redeten leise
über Preise, über Krankheiten.*

Wer kennt diese Kindheitserfahrung nicht: die große Erwartung, die am Ende zu nichts zerrinnt. Was ist passiert? Ein fünfzehnjähriger Junge fährt Straßenbahn, in der Hoffnung auf die Erfüllung einer großen Erwartung, die dann ausbleibt. Ein Junge ist um ein Erlebnis ärmer geworden – genauer gesagt, ihm wurde das Erlebnis, auf das er gehofft hatte, nicht zuteil. Dem Anschein nach ist nichts passiert. In Wahrheit ist natürlich nicht nichts, sondern das Nichts selbst passiert. Das Nichts hat sich in die Welt des Kindes hineingestülpt und ihre Sicherheit bietende Geschlossenheit gesprengt. Er kann den Sinn all dessen, was er sieht, nicht mehr enthüllen. Nicht weil es keinen Sinn gäbe, sondern weil etwas Unbekanntes durch die Dinge des Alltags sickert. Hinter allen Erscheinungen deutet sich etwas Verborgenes an, irgendein Geheimnis, durch das alles, was heimelig schien, eine unheimliche Färbung bekommt. Als wäre in diesem melancholischen Gedicht die Welt hinter eine dicke, undurchdringliche Glasplatte geraten. Wir befinden uns im Jahr 1960 in einer polnischen Provinzstadt. Aber genausogut könnten wir uns in einer

ungarischen Provinzstadt befinden, wie jener, in der ich zwar nicht mit fünfzehn, aber mit acht Jahren gelebt habe. Ich kann mich gut erinnern, daß auch ich damals etwas erwartete, denn auch ich lebte im Ostblock, im Land der Verheißung. Diese Erwartung war es, die dem grauen, trostlosen Alltag des Sozialismus seinen Glanz verlieh. Das war unser tägliches Weihnachten. Ja, einmal, in ferner Zukunft, wird alles anders sein, schillernd, strahlend. Wir verpackten unsere Wirklichkeit in Träume und Sehnsüchte. Das verlieh aber auch der Wirklichkeit eine eigenartige Färbung. Sie wurde nicht nur traumhaft, sondern auch verträumt – im Gegensatz zum Westen, wo stets ein Zustand von Wachsamkeit und ständiger Bereitschaft herrschte. Im Westen schillerten nicht die Träume, die Wirklichkeit selbst mit ihren Straßen, ihren Schaufenstern, ihren Reklamen war bunt. In Osteuropa hingegen war alles grau. Kein Wunder, daß sich alle in Träume flüchteten. Diese zur Träumerei verleitende Situation hatte aber zweifellos auch ihr Gutes. Der von Adam Zagajewski häufig zitierte polnische Künstler Stanisław Witkiewicz assoziierte zum Beispiel die für das Dichten unentbehrliche metaphysische Unruhe ausdrücklich mit dem Zustand der Halbwachheit:

Metaphysische Unruhe im reinen Zustand kommt manchmal vor, während man einschläft oder aufwacht, wenn noch keine fertige Vorstellung vom kommenden Tag in das geheimnisvolle Dickicht unseres Bewußtseins eingedrungen ist.

Als hätte Osteuropa diesen Zustand des Bewußtseins nie erlangt – was wiederum der Phantasie mehr Raum ließ. Und der metaphysischen Unruhe, die eines der wichtigsten Merkmale von Zagajewskis Schriften ist. Wenn man sich dem Phantasieren überläßt, bemerkt man vieles, was der Aufmerksamkeit im Zustand der Wachsamkeit entginge. Freud hat das Bewußtsein mit Europa, das Unbewußte mit Asien verglichen. Wir könnten diesen geographischen Vergleich dadurch modifizieren, daß wir das Bewußtsein mit Westeuropa, das Unbewußte hingegen mit Osteuropa identifizieren. Anders ausgedrückt, Osteuropa – oder wie Adam Zagajewski in seinen Gedichten und Essays öfter schreibt: „Osteuropa, auch Mitteleuropa genannt“ – ist jener Ort, wo das Unbewußte eher die Dämme des Bewußtseins wie eine Flut zu durchbrechen vermag, um den größten geistigen Leistungen wie den verheerendsten Zerstörungen Vorschub zu leisten. In den sechziger Jahren erblickte der ungarische Dichter János Pilinszky im Leiden der Osteuropäer eine Quelle der Kraft: Sie seien für gewisse metaphysische Fragestellungen empfänglicher als die Menschen im Westen. Bei ihnen sei es leichter, sich den göttlichen Sphären zu nähern, als in der westlichen Hälfte des Kontinents, so Pilinszky. Aber auch der Verdammnis, hätte Dostojewski hinzugefügt. Pilinszky hatte in den sechziger Jahren unter anderem deshalb Französisch gelernt, weil er Simone Weils Schrift „Das Unglück und die Gottesliebe“ ins Ungarische übersetzen wollte. Ins Polnische waren ihre Essays von Czesław Miłosz übersetzt worden, womit er auch Adam Zagajewski einen guten Dienst erwies, auf den Simone Weil, wie seinen Schriften zu entnehmen ist, großen Einfluß ausgeübt hat.

Schauplatz des Gedichts „Endstation“ ist die polnische Stadt Gliwice, zu deutsch Gleiwitz, wo Zagajewski seine Jugend verbracht hat, eine Stadt, die mal zu Deutschland, mal zu Polen, eine Weile auch zum tschechischen Königreich gehörte. Als Erwachsener kehrte Zagajewski einmal für eine Lesung dorthin zurück. Und er wurde mit der Tatsache konfrontiert, daß die Stadt nicht sprechen, sich nicht artikulieren konnte. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs war die Bevölkerung deutsch gewesen, danach hatte man sie gegen eine polnische ausgetauscht, und seitdem war nicht genug Zeit verstrichen, daß die Stadt hätte lernen können, in dieser für sie neuen Sprache zu sprechen. Auch Zagajewski selbst wurde nicht dort geboren: Er erblickte in Lemberg das Licht der Welt. Als Lemberg an die Ukraine angeschlossen wurde, wurde die Bevölkerung nach Polen umgesiedelt, hauptsächlich nach Wroclaw, also Breslau, dessen deutsche Bevölkerung ihrerseits umgesiedelt wurde. Zagajewski und seine Familie kamen nach Gleiwitz, dessen deutsche Bevölkerung wiederum anderswohin umgesiedelt worden war. Jeder besetzte das Zuhause von irgend jemandem, ohne selbst ein Zuhause zu finden. Das Gefühl der Heimatlosigkeit, der Vorläufigkeit, das Gefühl, seines Zuhauses beraubt zu werden, teilte ganz Osteuropa. Es gibt wenige Familien, die davon nicht betroffen waren. Wären zum Beispiel Zagajewskis Familie und meine Familie beide dort geblieben, wo sie geboren wurden, wären wir jetzt Landsleute – ukrainische Staatsbürger, denn meine Familie stammt aus dem ungarischen Teil der heutigen Ukraine. Zagajewski hat einmal erklärt, er habe vielleicht deswegen zu schreiben begonnen, weil er ringsum nur Vertriebene gesehen habe, die nicht recht gewußt hätten, ob sie sich in der Wirklichkeit oder in einem Propagandafilm der Alliierten befanden. Ob ihr Dasein Traum oder

Wirklichkeit sei?

Das osteuropäische Getriebensein, die ständige Unruhe sind eine bis heute tiefverwurzelte Erfahrung aller, die dort leben. Nach Lemberg, „wo eine nie vernarbte Wunde klaffte“, kehrte Zagajewskis Familie nicht zurück. Die Wunde, die in den Seelen und Schicksalen der Vertriebenen und darüber hinaus zwischen den beiden Hälften Europas klafft, ist ein wiederkehrendes Thema seiner Essays. Wobei die eigentlich Vertriebenen und in Katyn und Charkow Hingerichteten natürlich die Juden gewesen seien, schreibt Zagajewski, schließlich seien sie nicht nur aus ihrem Zuhause, sondern von der Erdoberfläche vertrieben worden. Die anderen – die Überlebenden – habe man „nur“ umgesiedelt. Ihre Unruhe und ihre Unfähigkeit innezuhalten mache sie aber dem mythischen Ewigen Juden ähnlich.

*Warum muß jede Stadt
zum Jerusalem werden und jeder
Mensch zum Juden*

schreibt Zagajewski in seinem Gedicht „Nach Lemberg fahren“. Der Osteuropäer ist wie der Ewige Jude: Er ist unfähig innezuhalten. „Die Unruhe, die den Wanderer antreibt / und die Räder von Mühlen, Uhren und Wagen dreht, / will nicht von mir weichen“, schreibt er in einem anderen Gedicht („Stolarska-Straße“). Diese Unruhe geht oft mit einem Selbsthaß einher, der überaus häufig anzutreffen ist. Auch deshalb beobachtet Osteuropa den gegenwärtigen Zustrom von Flüchtlingen, unter denen sich natürlich ebenfalls viele Vertriebene befinden, mit größerem Widerwillen. Es erblickt in ihnen seinen eigenen Schatten. Über die aktuelle Politik schreibt Zagajewski relativ wenig; und doch deckt er auch in den scheinbar bedeutungslosesten Phänomenen deren historische Komponenten auf, führt uns vor Augen, wie die Geschichte alles durchdringt. So ähnlich stelle ich mir die Aufklärung vor; er setzt keine Ziele, richtet an seine Leser keine moralischen Gebote, vielmehr verliert er sich in irgendeiner Kleinigkeit, um dann eben darin die allerweitesten Horizonte zu entdecken. Als Essayist ist er ein Erbe und Wahrer der großartigsten europäischen Tradition.

Zagajewski verrichtet eine geistige Arbeit im wahrsten Sinn des Wortes. Und hier möchte ich zu der schon gestellten Frage zurückkehren, was Geist eigentlich sei. Vor allem Ungebundenheit, hat einst Martin Buber geschrieben. Zu einem geistigen Wesen werde der Mensch dadurch, daß seine Grenze gleichsam das Unendliche sei. Etwas selbstironisch vermerkt Adam Zagajewski einmal, daß er außer den Theologen wohl der letzte sei, der noch von einem „geistigen Leben“ schreibe. Viele hielten ihn deshalb für stockkonservativ, ja reaktionär. Auch er fragt, was Geist sei. Und seine Antwort lautet, es sei einfacher zu sagen, was Geist nicht ist:

Er ist nichts Psychoanalytisches, nichts Behavioristisches, nichts Soziologisches und auch nichts Politisches, sondern – etwas Ganzheitliches, in dem sich, wie im Helm eines Astronauten, Erde, Sterne und das Gesicht des Menschen spiegeln.

Ich kenne nur eine einzige noch treffendere Definition des Geistes, und die verdanke ich ebenfalls ihm:

vertikale Sehnsucht.

Vielleicht war es eben das, was er als Fünfzehnjähriger in der Straßenbahn in Gleiwitz empfand, als er hier unten, auf Erden, in der Sphäre des Horizontalen, keinerlei Erfüllung finden konnte. Und auch heute kann er sie nicht finden – weder in Osteuropa noch auf dem Rest des Erdballs. Denn wohin er sich auch wendet, stets findet er sich in einer Welt wieder, die ausschließlich horizontale Wünsche generiert: Sie bietet einen Ozean gegenständlicher Kultur, eine Unmenge anhäufbarer Dinge. Zagajewskis nüchterne und illusionslose Diagnose lautet:

Die meisten unserer Mitbürger wollen offenbar nur dies: ein ruhiges Leben, niedrige Inflationsraten, geringe Steuern, mehr Geld für Bildung, billiges Benzin, gesunde Kost, größere Bildschirme, gute Nachrichten aus Afrika und aus den Pharmalabors.

Was soll daran schlecht sein? Die Antwort fällt ähnlich nüchtern und illusionslos aus:

Eine Welt, in der das Leben auf die Befriedigung materieller Bedürfnisse reduziert ist, sei eine Welt, „in der vielleicht Schachcomputer, aber keine lebendigen, sterblichen Wesen existieren können“. Wie einige seiner polnischen Landsleute, etwa Gombrowicz, Czeslaw Milosz oder Leszek Kołakowski, wird auch Zagajewski nicht müde, seinen Lesern mahrend vor Augen zu halten, welche Werte von dem großen Reichtum, den Europa in den letzten beiden Jahrhunderten zweifellos angehäuft hat, verlorengegangen beziehungsweise ständiger Bedrohung ausgesetzt sind. Und der schmerzlichste Verlust ist, wie er stets betont, daß die europäische Kultur in den letzten zweihundert Jahren ihren Bezug zur Metaphysik verloren hat.

Denn in diese Richtung – nach oben, zur Transzendenz, zur Metaphysik – deutet die vertikale Sehnsucht. In einem Essay, der bezeichnenderweise den Titel „Verteidigung der Leidenschaft“ trägt, bemerkt Zagajewski, daß Begriffe wie das „Erhabene“ oder das „Metaphysische“ besonders im deutschen Sprachraum weiterhin mit einem Bann belegt sind.

Leidenschaft, metaphysischer Ernst, starke Urteile sind heutzutage verdächtig; sie landen, ohne lange, sorgfältige Ermittlung, sofort auf der Anklagebank.

Zweifellos sind solche Begriffe im zwanzigsten Jahrhundert vielfach mißbraucht worden, und auch in unseren Tagen sind gerade in Polen oder Ungarn Kräfte nach oben gekommen, die im Namen dieser Begriffe die schlimmsten Alpträume der Vergangenheit wieder Wirklichkeit werden lassen wollen. Dennoch sollte man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Denn von Metaphysik zu sprechen bedeutet keine Rückkehr zur mittelalterlichen Transzendenz, mit totalitären oder populistischen Ideen hat sie nichts zu tun. Es geht vielmehr um eine grundsätzliche menschliche Haltung. Wie Leszek Kołakowski in seinem Buch *Horror Metaphysicus. Das Sein und das Nichts* ausführt, kann sich der Mensch von seinem Heimweh nach Transzendenz und Metaphysik niemals befreien. Wenn nicht aus anderen Gründen, so ist er schon infolge seines Wissens um die eigene Vergänglichkeit zur Metaphysik verdammt. Dazu schrieb Zagajewski:

Die metaphysischen Gefühle – sind sie wirklich schon so gut wie verschwunden? Nein, natürlich nicht. Es hängt allein von uns ab, was mit ihnen geschieht. Jeder von uns entscheidet in jedem Augenblick darüber, sie existieren nicht außerhalb von uns, sie sind kein schmelzender grönländischer Eisberg, dessen Schicksal wir aufrichtig bedauern. Sie sind kein von uns unabhängiger Kontinent, der vom Ozean überschwemmt wird. Wir selbst sind die metaphysischen Gefühle. Sie sind seit langem gefährdet, seit Jahrhunderten, aber immer wieder rettet sie jemand und wird sie weiter retten.

Diese Gefühle will Adam Zagajewski in seinen Gedichten und seinen überaus rationalen und doch beispiellos leidenschaftlichen Essays aufspüren. Diese verloren geglaubten, in Wirklichkeit jedoch nur scheinbaren Gefühle versucht er für uns Leser wiederzugewinnen. Er legt uns die sogenannten religiösen Dimensionen, die Alltagserfahrungen innewohnen, dar und konfrontiert uns mit der überaus häufigen Tatsache, daß man nicht religiös sein muß, um in bestimmten Augenblicken religiöse Gefühle zu entwickeln. Diese Augenblicke, „die großen Augenblicke, die Momente des Überschwangs, der kurzzeitigen Gewißheit, des Lichts, des Glaubens“, bildeten das wahre Fundament unseres Lebens, schreibt er. In der Sprache der europäischen Tradition bezeichnen wir solche Momente als mystische Augenblicke. Natürlich würde ich Zagajewski nicht unbedingt einen Mystiker nennen; sein Denken ist überaus nüchtern, praktisch, umsichtig. Und doch hat er einem seiner Bände den Titel „Mystik für Anfänger“ gegeben und bekannt, daß die wichtigste Bestimmung der Dichtung darin liege, „den allgegenwärtigen Nebel der Ironie, die dem spaßhaften Wesen der modernen Welt immanent ist“, zu zerstreuen und zu jenem Verborgenen zu gelangen, das auch den alltäglichsten Dingen innewohnt und nur mit Hilfe der Dichtung beim Namen genannt werden kann.

„Wirklichkeit, ohne der Dichtung ausrenkende Kraft: was ist sie?“ schrieb einst René Char. Als Dichter und Essayist arbeitet auch Adam Zagajewski am Ausrenken der Wirklichkeit. Nicht um sie zu verzerren, im Gegenteil: um die Welt aus jenen Fesseln zu befreien, die alles auf ausschließlich wirtschaftliche, politische und administrative Gesichtspunkte reduzieren wollen. Er flaniert unter den vielen Phänomenen des Lebens; verweilt mal hier, mal dort, dann macht er sich wieder auf den Weg und zieht weiter. Und dabei ist er

immerzu jenem Verborgenen auf der Spur, das nie zu sehen ist, uns aber ständig im Auge behält. Ein zielbewußter Flaneur.

László F. Földényi, Sinn und Form, Heft 5, September/Oktober 2016
Aus dem Ungarischen von Akos Doma